

Der Freie Schwarzwälder

Wildbader Anzeiger und Tageblatt

mit Erzähler vom Schwarzwald.



Erscheint an allen Werktagen.
Abonnement in der Stadt vierteljährlich M. 1.35 monatlich 45 Pf.
Bei allen würtl. Postanstalten und Boten im Orts- u. Nachbortsvorkehr vierteljährlich M. 1.35, ausserhalb desselben M. 1.35, hierzu Bestellschein 30 Pf.
Telefon Nr. 41.

Amtsblatt für die Stadt Wildbad.

Verfündigungsblatt der Kgl. Forstämter Wildbad, Meistern, Enzklösterle u. während der Saison mit aml. Fremdenliste.

Inserate nur 8 Pfg. Auswärtige 10 Pfg., die Kleinspaltige Germondzelle. Reklamen 15 Pfg. die Petitzeile. Bei Wiederholungen entspr. Rabatt. Abonnements nach Vereinbarung. Telegramm-Adresse: Schwarzwälder Wildbad.

Nr. 233.

Montag, den 5. Oktober

1908.

Zur politischen Lage in Baden.

Professor Hermann Dummel-Karlsruhe beschäftigt sich in der „Ff. Bg.“ mit der politischen Lage in Baden. Er schreibt: Am 28. September war der Jahrestag des Todes Friedrichs I. von Baden. Sein bleibender Ruhm vor der Geschichte ist neben seiner Arbeit um die nationale Einigung der meisten deutschen Stämme der Segen geistiger Freiheit, unter dem er die Wissenschaft, die religiöse Ueberzeugung, das politische Denken sich ausleben ließ. Er war einer der wenigen Fürsten, die diese Errungenschaften der revolutionären Periode nicht gewaltsam zerstörten, als das Zeitalter der Reaktion ihnen die Macht dazu in die Hände gegeben hatte. Hinter seinem Sarge ging die Vertretung des ganzen badischen Volkes, Angehörige aller politischen und religiösen Schichten, auch — und das muß in Deutschland besonders erwähnt werden — Abgeordnete der „internationalen, revolutionären Sozialdemokratie.“

Man sollte meinen, unter diesen Umständen wäre die politische Erbschaft des Liberalismus gesichert. Sie wird aber angefochten werden. Man kann dem badischen Liberalismus den Vorwurf nicht ersparen, daß er sich seine Gegner zum großen Teil durch eigene Schuld hat heranwachsen lassen. Die politische Kleinarbeit hat jahrelang geruht, während die Keriker und Laien des Zentrums in Reichsthal und Kanzel, im Bierhaus und Dienstbureau das ihre taten. Auch dem Ansturm der konservativen Bündler ist man nicht wirkungslos genug begegnet, sondern hat ihm durch Kompromisse den Boden geebnet. Und nun bleibt noch ein Winter und ein Sommer. Die wollen ausgenutzt sein. Die Arbeit des Zentrums hat schon eingesetzt. Die Vorarbeiten in den Bezirken, in denen man die Konservativen zu unterstützen gezwungen ist, sind getan. An vielen Orten werden neue Zentrumsblätter gegründet, oder es wird versucht, alte liberale in den Besitz des Zentrums zu überführen. Die Agitatoren der Bündler bereifen das Land.

Bei den Liberalen sind noch kleine Krisen zu überleben. Während der Rücktritt des Abg. Rebmann von der Vorstandschaft der Karlsruher Partei keine landespolitische Bedeutung hat, da er durch kommunalpolitische Vorgänge genügend erklärbar ist, ist man zu der Annahme gezwungen, daß bei dem Rücktritt des Abg. Binz gewisse politische Verstimmungen mitvielen. Wenn der Vorgang auch nicht gerade einen Sieg des

rechten Flügels der Nationalliberalen bedeutet, so scheinen dennoch Einflüsse dieser Art im Spiel zu sein. Diese Strömung darf indes als paralytisch erscheinen durch die Abgabe der Jungliberalen an den Reichsverband, ein Zeichen der Stärkung des entschiedenen liberalen Flügels dieser Partei. Den Jubel der liberalen Presse über diese Vorgänge halten wir für unbegründet, da sie sicher nicht imstande sein werden, auf die Parteikonfession umwälzend einzuwirken. Der Lärm der Sozialdemokratie darüber entbehrt sogar nicht des Humors, wenn man daran denkt, daß die badischen Delegierten in Nürnberg fast die eigene Partei in Trümmern gehen ließen, bloß um bei den nächsten Landtagswahlen mit jener „in sich zusammengebrochenen Partei“ gemeinsam vorgehen zu können. Diese hervorragende geistreiche Taktik, die politisch nächstehenden Gruppen als Einleitung zum Wahlsieg in den Kreis behändiger Kritik zu ziehen, ist inzwischen auch vom nationalliberalen Zentralorgan adoptiert worden, ohne aber dadurch an Bornehmheit und Intelligenz zu gewinnen.

Die Stellung der großherzoglichen Regierung zur Konfession der Parteien und zu den politischen Gegenwartsfragen ist nicht völlig geklärt. Es ist aber nicht anzunehmen, daß sie gesonnen ist, der liberaldemokratischen Seite des politischen Körpers eine allzugroße Unterstützung angedeihen zu lassen. Die Liberalen und Demokraten werden ohne die Sonne der Regierungsgunst in den Wahlkampf ziehen, und das wird gesund sein. Sie werden sich um so mehr bemühen, die Kraft ihrer Grundkräfte wirken zu lassen, und das wird wieder einen stärkeren Einfluß auf die liberale Betätigung überhaupt ausüben. Die Badische Volkspartei ist am Werk, zu tun, was in ihren Kräften steht, den Boden vorzubereiten. Es ist die Gründung einer Reihe neuer demokratischer Vereine in Aussicht genommen, auch dort, wo wegen der Stärke des Zentrums vorläufig wenig Aussichten sind, aber auch in liberalen Bezirken, wo es gilt, dadurch die Liberalen zu stärken. Eine große Anzahl von Agitationsversammlungen durch das ganze Land ist vorbereitet, und es ist getan, was getan werden kann.

Nun ist noch abzuwarten, wie sich die Stellungnahme zu den verschiedensten Fragen der nächsten Gesetzgebungsarbeit fruchtbringend verwerten läßt. Der Landtag des Jahres 1909 soll eine Reform der Gemeindeordnung und des Gemeindevahlrechts bringen. Es

wird gut sein, wenn insbesondere die nationalliberale Partei durch eine fortschrittliche Auffassung dieser Frage dem Vorwurf von vornherein begegnet, daß es bloß wegen der Verschlechterungen der vergangenen Legislaturperioden nötig geworden sei, hier mit Reformen vorzugehen. Dem Zentrum soll es nicht vergessen werden, daß von seiner Seite der Regierung nahe gelegt worden ist, die Disziplinargewalt gegen Beamte anzuwenden, die in entschiedener Weise für eine Verbesserung ihrer Lage eintreten. Daß dieser Ruf einen Widerhall in der Seele des jetzigen Finanzministers gefunden hat, ist erwiesen worden durch seine Schlussrede bei der Verabschiedung des neuen Beamtengesetzes. Und wenn weitere Konsequenzen daraus erwachsen, so verdanken wir das der Tatsache, daß die stärkste Partei des Landes die Beamten denunziert hat. Man sollte denken, daß gerade die mittlere und untere Beamtenschaft dadurch den Beschmutz am Zentrum verliert. Anzeichen dafür sind allerdings noch nicht vorhanden. Das ist um so verwunderlicher, als das Zentrum auch durch seine Haltung bei der bekannten Maßregelung eines sozialdemokratischen Arbeiters, der zum Stadtverordneten gewählt war, bewies, daß ihm die politischen Rechte der Menschen auch einmal billiger als Brombeeren sind, wenn es ihm vorteilhaft dünkt.

Im ganzen ist die politische Lage ungeklärter denn je. Ein politisches System der Regierung ist nicht erkennbar. Es fehlt zur Zeit auch völlig ein Maßstab der Beurteilung darüber, ob von der höchsten Stelle des Landes eine Aenderung oder ein Verharren in den Bahnen des verflochtenen Regimes zu erwarten ist. Dagegen stehen wir nicht auf der Seite der pessimistischen Trompeter des jüngsten Gerichts, das nun über die liberale Fortentwicklung hereinbrechen soll. Die Sache ist nicht schlimmer und nicht besser als vor den Wahlen der letzten Jahre. So wollen wir auch diesmal vertrauen auf die Einsicht der politischen Richtungen, die den Fortschritt wollen, auf den gesunden Sinn unserer Bevölkerung und auf die Kraft unserer eigenen Arbeit, an der wir nicht sparen wollen.

Rundschau.

Som Fürstin Eulenburg.

Der Herausgeber der Allgemeinen Berliner Korrespondenz hatte in diesen Tagen auf Schloss Liebenberg eine längere Unterredung mit dem Fürsten und der Fürstin Eulenburg. Die Fürstin saß unter

allen Seiten herum. „Mein Gott, wie Du aussiehst, so bleich wie ein Geisweib!“

„Mama...“ fragte er, und eine unerkennliche Angst schraubte ihm die Kehle zu. „Sind auch Briefe von Onkel da?“

„Ja, gleich am Tage, nachdem Du fort warst, kam einer, und etwa zehn Tage später wieder einer; ich habe Onkel beantwortet. Du siehst nicht da und habest natürlich als liebevoller Sohn Deine Adresse nicht zurückgelassen. Denke Dir, Pottchen, ich hätte in der Zwischenzeit tot und begraben sein können. Es ist unverantwortlich, aber so sind die jungen Leute heutzutage.“

„Wo sind die Briefe, Mama?“

„In meinem Schreibtisch.“

Sie ging in das Gartenzimmer und brachte sie ihm. Frank schien nicht daran zu denken, daß er nicht allein im Zimmer war und daß die Damen mit großer Neugier all seinen Bewegungen folgten; er öffnete den letzten Brief, und sein Blick glitt rasch über den Inhalt; eine Leidenblässe überzog sein Antlitz, und mit ältlicher Hand zerfaserte er den Brief.

„Was gibt es?“ riefen alle zugleich. „Was ist geschehen, Frank?“

„Nichts“, entgegnete er barsch, aber sich einen Augenblick besinnend, ließ er gleich darauf in heiserem Tone folgen: „Meine Frau ist krank, ernstlich krank; Onkel hatte wenig Hoffnung, und darüber sind drei Wochen verstrichen. Wie mag es jetzt sein?“

„Deine Frau!“ riefen seine Mutter und Charlotte zugleich. „Was weiß Onkel von Deiner Frau?“

„Sie ist seit mehreren Monaten bei ihm.“

„Wie?“ rief Charlotte. „Es ist niemand bei ihm, als Marie, meine Waise, die er mir in so geheimnisvoller Weise anvertraut hat, oder hat er sie vielleicht adolt, damit sie Deiner Frau aufwarten sollte?“

„Rosa-Marie ist meine Frau; Onkel hat sie auf meinen Wunsch aus Deinem Hause fortgeholt und zu sich genommen. Aber fragt jetzt nicht weiter, ich reise unmittelbar hin.“

(Fortsetzung folgt.)

In dem menschlichen Herzen findet eine fortwährende Wiederholung der Leidenschaften statt, so daß die Vernichtung der einen die Erzeugung einer andern wird.

Rosa-Marina.

Novell von Melati von Jaso.

Übersetzt von Leo van der Meer.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Sie war ganz in den eigenartigen Lichtstrom gehüllt. Ihr blasseres Kleid schien wie aus Sonnenstrahlen gewebt, mit der einen Hand hielt sie den Binkel eines im Winde flatternden Tuches fest, das sich in natürlichen, aber anmutigen Falten über ihre Schultern warf. Ihr Kopf war unbedeckt, der Wind hatte ihres Schweiß mit ihren lose hängenden Haaren, die wie im Feuer vergoldet schienen; auch ihr Angesicht hob sich glühend ab vom dem schwarzen Hintergrund des Gesichtskreises. Sie starrte unbeweglich in die Ferne, ohne etwas zu sehen oder zu hören von dem, was ringsumher vorging, und Frank blieb stehen, von einem Grundbedenken befangen, so groß und übermächtig, wie er nie einen empfunden hatte. Nicht Rosa-Marie war es, die er dort sah, sie schickte gleichsam seinem Gedächtnis — es war sein Werk, das er hier fand, sein Werk, wie er es sich in seinen Träumen vorgestellt hatte, wie es sein und werden mochte; es ging ihm plötzlich ein Licht auf, er wußte, was er zu tun hatte, um seine Vorstellung schön und lebendig zu verwirklichen.

Er verharrete regungslos, bis die Sonne sich wieder hinter den Wolken barg und das geheimnisvolle Licht erlosch; Rosa-Marie richtete sich noch nicht. Dann schlich er leise von bannen hinter in das Dorf zurück, setzte sich in den Traum und reiste noch an dem nämlichen Abend nach Paris.

Dort arbeitete er ununterbrochen Wochen lang. Sein Talent ließ sich jetzt Bahn durch alle manierierten und angequälten Kunststücken, natürlich und frei. Rosa-Marina trat auf die Leinwand, ein Weibchen von Garden, aber auch von Zeichnung,

ohne das Herkömmliche der ältern, ohne das Uebertriebene der neuen Richtung. Meer und Wald waren eins, von beiden schien das Licht in breiten, kräftigen Strömen auszustrahlen. Was wollte sie vom Meer? Was brachte ihr dieses? Ein dunkles befeuchtendes Rätsel.

Mer je mehr er sich vertiefte in die zarte Veranlagung, die da einsam und verlassen stand zwischen dem wilden Meer und dem dunklen Himmel, desto inniger und wärmer wurde sein Gefühl für das Kind, das ihm bisher allein als die Verkörperung seiner Künstlervorstellung erschienen war. Er vermochte sich nicht von seiner Arbeit loszureißen, und doch schmachtete er nach ihrem Blick, nach ihrer Stimme, und als er den tiefen Eindruck, der er empfunden, wiedergegeben hatte, empfand er eine Leere in seinem Innern, eine Lücke, die keine Kunst mehr auszufüllen imstande war.

„Ich muß zu ihr, ich kann nicht mehr leben ohne sie... ohne meine Frau.“

Und noch an dem nämlichen Abend verließ er seine Staffelei und fuhr nach Amsterdam.

„Bist Du schon wieder da?“ So begrüßte ihn seine Schwester Meta. „Ich glaube, wir dürften Dich erst im nächsten Jahre erwarten!“

Er zwang sich zum Lächeln und Meta bemerkte, daß es schlecht aussehe.

„Fehlt Dir etwas?“ war die besorgte Frage.

„Mir, nein! Aber ich habe angestrengt gearbeitet, mein Gemälde ist fertig.“

„Und willst Du Dich jetzt ein wenig ausruhen?“

„Nein, ich muß heute Abend schon wieder fort.“

„Schon wieder?“

„Ja, ich muß in Duitwijk sein.“

„Ach so? Aber es ist ja wahr. Komm eben mit; Mama, Sophie und Lotte sind unter der Veranda.“

Sie schob ihn hinein und rief laut: „Zum hundertsten Male wiederholt: Das Drama in sechs Aufzügen und zehn Bildern. Der verlorene Sohn!“

„Ach, sieh da, Frank!... Frank, wie geht es?“ wurde von

schäft, doch geht keine andere Meldung so hoch. Die Hauptstadt des Nizam ist gänzlich verwüstet, selbst die Hospitäler und öffentlichen Gebäude fielen bei dem Ansturm der Pluten wie Kartenhäuser zusammen. Nach Meldungen des „Daily Telegraph“ lassen jetzt die Pluten nach, doch herrscht eine fürchterliche Panik. Die Atmosphäre ist durch Leichen-Geruch vergiftet und es besteht die Gefahr von Epidemien. — Haiderabad ist die Hauptstadt des Nizam, des größten aller indischen Bundesstaaten in Dekkan. Es ist eine mit Mauern umgebene Stadt am Flusse Musi, einem Nebenflusse des Krishna. Die Stadt wurde im Jahre 1589 gegründet. Sie zählte im Jahre 1901 450 000 Einwohner und zeichnet sich durch eine Reihe großer öffentlicher Bauten, Paläste und Moscheen vor anderen Städten Indiens aus. Eine weitere von der Leberchwellenung heimgesuchte Stadt im Nizam ist Sikanderabad, das auch fast vollständig zerstört ist. Das Reich des Nizam zählt etwas über 11 Millionen Einwohner.

Kleine Nachrichten.

Auf dem Bahngleis zwischen Lamm und Asperg wurde die Leiche eines jungen Mädchens gefunden, die als die 11-jährige Martha Klotz aus Asperg erkannt wurde. Augenscheinlich liegt ein Unglücksfall durch Ueberfahren vor, dessen Zusammenhang noch nicht aufgeklärt ist.

Der Mörder, der den Landjäger Hagen in Kreuzlingen erschossen hat, hat sich im Gefängnis in Konstanz erhängt.

Spiel und Sport.

Ein neuer Schachwettkampf Tarrasch-Paster.

München, 2. Okt. Tarrasch will Paster im nächsten Jahre zu einem neuen Wettkampf herausfordern, entgegen seiner einem Interviewer abgegebenen Erklärung, daß er sich nach dem letzten beendeten Wettkampf von der schachlichen Tätigkeit zurückziehen will. Zeit, Ort und Bedingungen des neuen Wettkampfes sollen erst später, nachdem sich beide darüber geeinigt haben, bekannt gegeben werden.

Gerichtssaal.

Stuttgart, 1. Okt. In den Beleidigungsklagen des Stadtschultheißen Wingerer und des Gemeinderats Johner von Rottenburg gegen den verantwortlichen Redakteur der Schwab. Tagwacht, Sauerbeck, stand gestern wieder einmal Termin an. In einem Falle kam ein Vergleich zustande, wonach Sauerbeck die Bezüge zurücknimmt und bedauert, von seinem Gewährsmann falsch unterrichtet worden zu sein, die Kosten trägt und die Erklärung in der Tagwacht veröffentlicht. Die Beleidigung hatte hauptsächlich darin bestanden, daß die beiden Mägen sich gegenseitig groß beleidigt und die Beleidigung hätten auf sich sitzen lassen.

Ulm, 3. Okt. Die hiesige Strafkammer verurteilte den Dolomotivheizer Bödeler von hier wegen eines an einem Schulmädchen verübten Sittlichkeitsverbrechens, durch das das Mädchen eine schwere Verletzung erlitt, zu einem Jahr, sechs Monaten Zuchthaus.

Darmstadt, 1. Okt. Das Schwurgericht verurteilte heute gegen den 25 Jahre alten Dilsweidenheller Josef Kaiser von Wimpfen wegen Verbrechens im Amt. Der nicht als Beamter vereidigte Angeklagte saß auf der Station Dornberg, wo er ausfühlsweise Sonntagshalberdienst tat, 11 Mark 95 Pfg. Zur Deckung der Unterschlagung fälschte er die Bücher, vernichtete sie dann und stahl noch 5 Mark. Der Schaden wurde von Verwandten des Angeklagten gedeckt. Er wurde wegen Diebstahls und Unterschlagung zu zwei Monaten und einer Woche Gefängnis verurteilt.

Trübes Sittenbild.

Ein Bild moralischer Verkommenheit entrollte die Verhandlung eines Giftmordprozesses, der vor dem Duisburger Schwurgericht mit der überraschenden Freisprechung der beiden Angeklagten endete. Auf der Anklagebank saßen der Bergmann Franz Just und seine Geliebte, die Ehefrau eines Bergmanns, die Hebamme Maria Dorisch, unter der Beschuldigung, die Ehefrau des Angeklagten Just durch Gift getötet zu haben. Am 15. Juni starb die Frau nach einem sechswohigen Krankenlager und bald darauf ging Just mit Frau Dorisch nach Amerika. Da der Verdacht rege wurde, daß Frau Just keines natürlichen Todes gestorben sei, erfolgte die Ausgrabung der Leiche und die Obduktion ergab, daß eine Quecksilbervergiftung die Todesursache war. Die Anklage behauptet, daß Just seiner Frau das Quecksilber in Form von Sublimat beigebracht und daß Frau Dorisch das Gift in ihrer Eigenschaft als Hebamme ihm beibringt habe. Die Anklage stütze diese Behauptung zunächst auf das ehebrecherische Verhältnis zwischen Just und der Dorisch, von welchem aber sowohl der Ehemann der Dorisch wie auch Frau Just Kenntnis hatten. Es soll vorgekommen sein, daß die Just ihren Ehemann und dessen Maitresse in ihrer eigenen Wohnung mit Bier und Schnaps bewirteten mußte. Die Frau wurde zur Tötung hinaus gewiesen, wenn das Paar allein sein wollte. Unmittelbar nach ihrem Tode ließ Just von ihrer Lebensversicherung und von der Sterbekasse der Zeche Neumühl 1280 Mark ab und begab sich damit in Gesellschaft der Dorisch und ihres jüngsten Kindes nach Amerika. Aus der Vernehmung des Just ergab sich, daß er bis zu seinem 20. Jahre in Ungarn lebte. In Baniad lernte er seine Frau kennen, die dort ein öffentliches Haus besaß. Sie war 38, er erst 27 Jahre alt, als sie sich heirateten. Er behauptete, seine Frau sei geschlechtskrank gewesen und habe sich beim Kurieren selbst mit Quecksilber vergiftet. Aus der Vernehmung der Frau Dorisch ging hervor, daß sie schon mit 14 Jahren ein Kind bekommen hat. Sie soll mehrfach auch gegen ihren Mann Mordpläne geäußert haben. — Ihr Mann gab als Zeuge zu, sie einmal tüchtig geprügelt zu haben, jedoch erst, nachdem er sie mit dem Just zusammen eines Mor-

gens bei der Heimkehr von der Arbeit in seinem Bett angetroffen habe. Die den Geschworenen vorgelegten Schuldsfragen lauteten auf Mord. Der Wahrspruch lautete auf Nichtschuldig. Als die Angeklagten um zwei Uhr nachts aus dem Gefängnis entlassen wurden, empfing sie das Publikum mit ohrenbetäubendem Gejohle und Pfeifen und drang auf sie mit Stöcken ein. Es mußte schließlich die Polizei zu ihrem Schutze einschreiten.

Zeiteinteilung.

Man sollte glauben, daß die Menschheit durch die großen Fortschritte der Technik viel mehr Zeit habe, als unsere Vorfahren hatten. Und doch weiß jeder, daß dem nicht so ist. Allgemein wird über „Zeitmangel“ geklagt. Das Schulkind und der Geschäftsmann, der Arzt und die Waldame, der Arbeiter, der Angestellte und die Hausfrau, — alle haben „keine Zeit“. Und doch kommen täglich neue Erfindungen, neue Bequemlichkeiten, die jedem Einzelnen Zeit ersparen. Man denke nur an die Eisenbahnen, die elektrischen Bahnen, das Telephon, das Fahrrad, das Automobil usw. Und trotzdem haben wir immer weniger Zeit.

Das heißt nur scheinbar. Wenn man seine Zeit richtig einzuteilen versteht, kann man gar viel in der kurzen Spanne eines Tages erledigen. Die meisten Menschen aber sind mit nichts so verschwenderisch wie mit ihrer Zeit. Der praktische Amerikaner hat das Wort geprägt: „Zeit ist Geld“. Und er lebt und handelt dementsprechend. Nur bedeutet ihm „Geld“ alles, und er verwendet den größten Teil seiner Zeit darauf, es zu erringen. Wir Deutsche haben aber noch andere Ideale. Uns treibt es nicht nur, materiellen Besitz zu erwerben. Uns fehlt es in dem unruhigen Leben und Hasten in der Unruhe des zwanzigsten Jahrhunderts an der nötigen Zeit zur Sammlung, zur inneren Einkehr. Wir können uns nur in seltenen Fällen noch in ein Kunstwerk oder in eine Dichtung vertiefen, das Ansprüche auf großes Nachdenken oder auf ein Sichhineinverlieren stellt. Wir haben keine Zeit, die harmonische Ausbildung der heranwachsenden Generation f. h. vollziehen zu lassen, wir haben auch keine Zeit, zu warten. Jeder will die Früchte seiner Arbeit sofort ernten, die Erfolge seiner Tätigkeit sofort sehen. Weil man sich einseitig auf gewisse Dinge oder Arbeiten konzentriert, bleibt eben für anderes nichts übrig. So hat beispielsweise der Gelehrte, der ganz in seine wissenschaftlichen Forschungen eingesponnen ist, oft keine Zeit zu rechter Erholung. Der Arbeiter findet keine Muße, um ein gutes Buch zu lesen. Die Hausfrau geht ganz in ihrer Häuslichkeit auf. Sie haben alle eine unrichtige Zeiteinteilung. Denn jeder der Genannten, ebenso wie alle anderen, die „keine Zeit“ haben, könnten manche Viertelstunde erübrigen, die vergeudet wird. Mit Pünktlichkeit und Ordnung kann man viel Zeit gewinnen, mit systematischer Einteilung und Gewissenhaftigkeit ebenso. Es muß auffallen, daß gerade die Menschen, die in ihrem Berufsleben und auch außerhalb dessen am meisten in Anspruch genommen sind, viel eher „Zeit“ haben als solche, die nichts Nennenswertes leisten. Die Zeit ist behubar; wenn man jede Minute ausnützt, wenn man Arbeit und Ruhe richtig verteilt, wenn man mit unnötigem und leberstüßigem keine Zeit verliert, dann bleibt sehr viel von diesem kostbaren Material zur freien Verfügung. Es gibt aber leider viele Leute, die gar keine Ahnung von dem haben, was man „andern die Zeit fehlen“ nennt. Diese haben selbstverständlich auch von einer richtigen Einteilung ihrer eigenen Zeit keinen Begriff. Das muß gelernt werden wie so vieles andere.

Besonders unter den Frauen herrschen oft noch sehr unklare Vorstellungen in dieser Beziehung. Die meisten glauben, wenn sie von früh bis spät arbeiten und schaffen, das wäre die Hauptsache. Sie gönnen sich keinen Augenblick Ruhe, keine Erholung und bringen doch nichts Nennenswertes zu Wege, denn sie leisten ihre Arbeiten nicht von höheren Gesichtspunkten aus; sie mühen sich ab, aber aus Mangel an System ohne Erfolg. Darum ist es so wichtig, vor jeder Arbeit genau zu überlegen, wie sie am besten und erfolgreichsten ausgeführt werden kann, nicht nur mit möglicher Kraft- und Geld-, sondern auch mit möglicher Zeiterparnis. Denn Kraft und Geld kann man unter Umständen wieder einbringen, aber: verlorene Zeit ist nicht zu ersetzen, sie ist unwiederbringlich dahin.

Bermischtes.

Nun, haben Sie mich bekommen?

Eine Manöverepisode.

Eine hübsche Episode aus dem Korpsmanöver wird dem „Brenztalb.“ von einem Leser mitgeteilt. Am 1. Mandvertag, 21. Sept., hielt der König und sein Gefolge in der Nähe eines Bierstellers bei Langenau. Der König und sein Generaladjutant, General v. Bisfinger, beobachteten von dort aus die Entwicklung des Gefechtes. Eine Menge „Manöverbummler“ hatte sich natürlich in der Nähe der Königsstandarte angesammelt; die seltene Gelegenheit, unseren König zu sehen, wollte sich keiner entgehen lassen. Ein Herr aus Giengen benötigte einen günstigen Augenblick zur photographischen Aufnahme des Königs. Als der Apparat „knipste“, wandte sich der König zu dem Herrn mit den Worten: „Nun, haben Sie mich bekommen?“ Als von dem überraschten Herrn die Frage bejaht wurde, sagte der König: „Ja, da müssen Sie aber auch den Jungen dort mit der Standarte auf die Platte zaubern.“ Ein kleiner Kerl mit einer mächtigen Pelzklappe trug stolz die Königsstandarte, die im Manövergelände den jeweiligen Standort des Königs bezeichnet. Ein Adjutant holte flugs den Knirps herbei und unter schallender Heiterkeit des Königs und seines Gefolges erfolgte die Aufnahme des Jungen, der eine köstliche Grimasse schnitt. Der König erbat sich ein Bild nach Bebenhausen, wo sich zur Zeit das königliche Postlager befindet.

Eine verunglückte Ballonfahrt anno 1785.

Ueber einen wenig glücklichen Vorgänger Bepelins gibt die erste Nummer des Schwäbischen Merkur, vom 3. Oktober 1785, einen interessanten Bericht. Er möge hier genau in der alten Schreib- und Darstellungsweise folgen:

Frankfurt, den 27. September. Die lange erwartete Luftreise, so heute vor sich gehen sollte, ist mißlungen. Von Morgens um acht Uhr bis Nachmittags um halb zwei Uhr wurde mit dem Füllen des Ballons zugebracht. Herr Blanchard, der Prinz Friedrich von Hessen-Darmstadt und ein französischer Offizier waren schon in der Gondel. Und eben sollte das Zeichen zur Abreise gegeben werden, als man in dem untern nicht ganz ausgefüllten Teil des Ballons einen durch den heftigen Wind verursachten Riß bemerkte, und deswegen die Fahrt einstellen mußte. Der Unwille des versammelten Volks äußerte sich bald durch einen Steinregen. Doch der Herzog von Zweibrück nahm den Blanchard sogleich in seinen Wagen und entließ ihn dem Haufen. — Die ist nun die 10te Luftreise des Blanchards, und die erste, die er in Deutschland versucht hat. Er hat zwei Ballons bei sich, die seit einiger Zeit von jedermann für 24 Kreuzer zu sehen waren. Der beste ist dimal gebraucht worden. Die Höhe des Ballons beträgt 2 Stockwerke. Sein Stoff ist grüner und rosenfarbener Taffent, wohl gummiert, und mit einem weiten Netz von starkem Bindfaden überflochten. Die Gondel ist von Pantoffelholz, blau überzogen, mit goldenen Franzen und Sternen besetzt, und hat 2 Sige. Von dem Ballon sowohl als der Gondel, wie auch den Ankern, mit welchen man sich im Herunterlassen an die Erde fest hält, und von dem Fallschirm sind Kupfersche in Frankfurt zu haben. Dieser letztere Parachute ist eine Halbkugel von grünem Taffent, die sich im Herablassen ausbläst, mit welchem Blanchard aus einer gewissen Höhe einen mitgenommenen Hund herablassen wollte. Das Aufströmen von Menschen und die Theuerung der Wohnungen waren in Frankfurt so groß, als je bei einer Kaiser-Krönung.

Surrapatriotischer Blödsinn.

Von einem zur Reserve entlassenen Soldaten erhält die „Mühlhäuser Volkszeitung“ nachstehendes Lied, das vor der Entlassung an die Soldaten verteilt wurde:

Was predigt der Böbel von Volksmajestät,
Von Volksregiment uns früh und spät?
Hurra, Kamerad! Marsch, marsch, Kamerad!
Das leidet kein preuß'scher Soldat, hurra!
Das leidet kein preuß'scher Soldat!

Hat Preußen der Böbel einst groß gemacht?
Nein! Friedrich, der donnernde König der Schlacht!
Hurra, Kamerad! Marsch, marsch, Kamerad!
Und mit ihm der preuß'sche Soldat, hurra!
Und mit ihm der preuß'sche Soldat!

Erlöste der Böbel bei Leipzig die Welt?
Nein! Friedrich Wilhelm, der standhafte Held!
Hurra, Kamerad! Marsch, marsch, Kamerad!
Und mit ihm der preuß'sche Soldat, hurra!
Und mit ihm der preuß'sche Soldat!

O, Wilhelm II., so lieb und teuer,
Mein König, wann sähest du uns wieder ins Feuer?
Hurra, Kamerad! Marsch, marsch, Kamerad!
Wie sehnt sich der preuß'sche Soldat, hurra!
Wie sehnt sich der preuß'sche Soldat!

Und sterb' ich für meinen König allhier,
Giebt droben der größte König Quartier!
Hurra, Kamerad! Marsch, marsch, Kamerad!
Ich sterbe als preuß'scher Soldat, hurra!
Ich sterbe als preuß'scher Soldat!

Mit solchem, aller gesunden Vernunft ins Gesicht
schlagenden Blödsinn „bildet“ man die Söhne des Volkes
in den Kasernen aus und was das schönste ist, man
glaubt dabei wunder was Patriotisches getan zu haben!
Hurra! Hurra! Hurra!

Heiteres.

— Pietät. „Man hat Sie geohrfeigt, und Sie haben sich gar nicht verteidigt?“ — „Ich konnte nicht, weil ich keine andere Waffe hatte als diesen Stock.“ — „Aber da hätten Sie ja zuschlagen können.“ — „O nein, dieser Stock ist ein teures Familienerbstück.“

— Das Stadtkind. Ein aufgeweckter Junge aus der Stadt kommt aufs Land. Es werden ihm die verschiedenen landwirtschaftlichen Gerätschaften erklärt. Als ihm die Heugabel gezeigt wird, sagt er jedoch: „Meint Ihr, ich wär' so dumm zu glauben, daß hier die Pferde das Heu mit der Gabel essen!“

Handel und Volkswirtschaft.

Stuttgart, 2. Okt. Der Rohobstmarkt auf dem hiesigen Wilhelmplatz findet von jetzt ab jeden Tag statt. Dem heutigen Markt waren 400 Ztr. zugeführt. Preis 1.80—2.20 Mk. per Ztr.

Heilbronn, 3. Okt. Loh- und Harcollemaft an der Gollhase Monopol 310—320 Mk. La. Loh 4.00—4.00 Mk. Gelbe Kart. f. 2.50 3.00 Mk. Magnum bonum 1.50—2.00 Mk. Buchs. Loh 3.00—3.50 Mk. per Ztr.

Heilbronn, 2. Sept. Schleppliffahrt auf dem Neckar. Schleppliffahrt im Ort W. 90-11 90, Gesamt-Einnahme bis Ende Sep. W. 248 783.10.

Herbstberichte.

Fellbach, 1. Oktober. Unsere Weingärtner haben recht günstige Herbstausichten. Die Stöcke sind sehr schön beblüht und reichlich mit Trauben behangen, deren Entwicklung eine sehr vollkommene ist. Die Trauben sind gesund und frei von Schädlingen. Die Reife der Trauben ist dank der gegenwärtigen günstigen Witterung schon ziemlich weit vorangeschritten und dürfen unsere Weingärtner, wenn die derzeitige Witterung anhält, eine recht gute Qualität erhoffen, welche heuer mindestens der vorjährigen gleichkommen dürfte. Wenn auch die Berg- und die niederen Lagen an manchen Stellen quantitativ zu wünschen übrig lassen, so steht doch das Mittelfeld recht befriedigend. Der Stand der Trauben ist seit Jahren kein so schöner gewesen wie heuer und ist der Reifegrad derselben ein sehr weit vorgeschrittener; ganz schwarze Trollinger ist nichts seltenes. Es darf in hiesiger Gemeinde annähernd auf einen 1/2 Herbst gerechnet werden.

